

CARL SCHNABEL

Wissenschaftler und Musensohn

Von Georg Müller

*Und der Metalle reine Blüte,
Die ich aus Rauch und Glut geholt,
Sie sprießt auch tief mir im Gemüte:
Des Eisens Kraft, der Treue Gold.*

Carl Schnabel (1907)



Die Zeit in einem Gesicht ... Carl Schnabel 1843 – 1914

Kein Lehrer der Bergakademie Clausthal hat sich derart in das Bewußtsein nachfolgender Generationen eingeprägt wie der Professor für Metallhüttenkunde Dr. phil. Carl Schnabel. Sein Name wäre schon vergessen, denn wissenschaftliche Leistungen sind in der Regel zeitgebunden; nur wenige wirken über längere Zeiträume nach. Was an ihn noch heute erinnert, sind seine Poesie und seine Lieder, und dies auch nur noch in dem einen, das noch immer häufig und gern gesungen wird: „*Es ragen dunkle Tannen zum Himmel ohne Zahl.*“ Wie lange wohl noch?

Wer sein sehr stark autobiographisch geprägtes Buch „Unter grünen Tannen des Oberharzes“ liest, das 1907 in Berlin erschien, erkennt zum einen in den zahlreichen Gedichten, aber auch bei vielen Textstellen seine tiefe Liebe zum Oberharz, zum anderen seine Sympathien für die fröhliche und ungebundene akademische Jugend. Obwohl sein Leben durchaus von Schicksalsschlägen begleitet war, hat seine rheinische Frohnatur den Kummer und Ärger stets besiegt, wenn es ihm auch mit zunehmendem Alter immer schwerer fiel.

Sein Buch leitete Schnabel mit einem langen Gedicht ein, von dem ich nur einige charakteristische

Verse wiedergeben will. Da heißt es:

„*Nicht eisgekrönte Alpenhöhen, nicht Palmenpracht im fernen Land, nicht Meeresflut und blaue Seen: Der Oberharz hat mich gebannt. – Er ragt empor mit Grün umwoben. Die Tanne träumt auf Berg und Plan, es rauscht der Wind im Wald da droben, im Wald, der mir es angetan.*“

Ein anderer Vers lautet:

„*Im Städtchen tönt der Burschen Singen und Blumenlied und Gläserklingen; das ist die Bergstudentenschaft, Gestalten voll von Jugendkraft, den Frohsinn und den Mut im Herzen, auf Wang und Stirne Quart und Terzen.*“ ▶

Abschließend sagt er:

„Was ich im grünen Wald erlauschte, was mir die dunkle Tanne rauschte, halb Traumgebilde, halb erlebt, das sei mit Dichtung bunt verwebt und mit des Frohsinns Band umwunden, Dir, Oberharz, zum Strauß gebunden, den ich im grünsten Waldgehege an deinem Fuße niederlege. Auf daß, ob Zeiten längst vergangen, ob Traum, ob Jugend längst verweht, durch deine Züge ernstbefangen, ein Lächeln der Erinnerung geht.“

Diese Empfindung, die Schnabel in den letzten vier Zeilen seines Gedichts zum Ausdruck bringt, ist es, die viele weißhaarige oder kahlköpfige Alte Herren Jahr für Jahr zurück nach Clausthal in den Harz zwingt und sie mit Freude Schnabels Lied der Bergakademie singen läßt.

Bis zur Hochschulreife

Carl Schnabel wurde am 3. März 1843 in Siegen geboren. Sein Vater Dr. Carl Schnabel war Naturwissenschaftler, hatte Chemie, Mineralogie und Geologie studiert, und leitete die Realschule 1. Classe in Siegen. Seine Mutter Hermine Schnabel, eine geborene Tilemann, starb bereits 1849. Die Erziehung des Sohnes Carl war streng, und es wurde darauf geachtet, daß er nicht verschwenderisch wurde. Während seine Schulkameraden über ein mehr oder weniger großzügig dotiertes Taschengeld verfügen konnten, bekam Carl nichts. Das brachte den Zehnjährigen auf die Idee, der Bibliothek seines Vaters Bücher zu entnehmen, sie ihrer Einbände zu berauben und die Seiten als Einwickelpapier an einen alten Krämer zu verkaufen. Neben der fälligen Prügel wurde er „wegen dieser eigentümlichen Verbreitung der Wissenschaft“ mitten im Dezember in den Ziegenstall gesteckt, von wo ihn die Magd völlig durchgefroren in ihr Bett holte.

Größer geworden, doch noch immer ohne Taschengeld, lernte er bei Hilfsleistungen im Privatlabor seines Vaters, daß viele Salze in heißem Wasser sehr viel löslicher sind als in kaltem. So ließ er durch Abkühlung der Lösung Salze auf Gesteinen auskristallisieren. Dafür verwandte er nur Stücke mit Drusen. Die Kristalle in den Hohlräumen beließ er, die auf den Rändern löste er ab. Besonders schön gelangen ihm rotgefärbte Kristalle mit Diamantglanz, die dem seltenen Krokoit von Beresowsk täuschend ähnlich sahen und dem Schüler bei einem Mineralienhändler Ersatz für das fehlende Taschengeld einbrachten. In seinen Erinnerungen schreibt Schnabel, das Sprichwort „Lügen haben kurze Beine“ habe bei seinen Fälschungen keine Geltung gehabt. Schnabel gesteht, daß die ihm peinliche Strafe darin bestanden habe, daß er im Gymnasium und später, als zur moralischen Reife gelangter Jüngling, dazu verurteilt war, „seine Fabrikate aus der Knabenzeit als Prachtstücke der Mineraliensammlungen von Bekannten und Verwandten zu bewundern.“

Gerade 17 Jahre alt geworden, erlangte Schnabel im März 1860 die Hochschulreife mit dem Prädikat „gut“. Sein Vater sah die Aussichten eines Privatdozenten für Chemie oder Geologie als

schlecht an und bestimmte seinen Sohn für das Studium des Berg- und Hüttenfachs. Schon zwei Wochen nach Carls Abitur schickte der Vater unter Beifügung eines Gesundheitszeugnisses ein Gesuch an das Oberbergamt Bonn und erhielt bereits nach zwei Tagen (!) den Bescheid der Zulassung.

Lehr- und Studienjahre

Am 16.4.1860 trat Schnabel sein Probejahr an und erhielt nach dessen Ablauf vom Bergamt Siegen bescheinigt, daß er bei seiner Beschäftigung in den Bergrevieren Müsen, Eisern und Gossebach eine gute Führung gezeigt habe. Die Vorprüfung bestand er, als Voraussetzung für die Aufnahme als Bergexspectant durch das Oberbergamt Bonn, mit der Note „gut“. Das praktische Jahr seiner Exspectantenzeit verbrachte Schnabel im westfälischen Revier Stadtbergen, auf der Saline Königsborn bei Unna, dem Kupferbergwerk Twiste, anschließend in der Eisenhütte Siegen und auf einer Markscheiderei. Sein Tagebuch weist für die Monate November/Dezember 1861 vier Grubenbefahrungen und den Besuch zweier Hütten aus.

Sein Studium absolvierte Schnabel vom SS 1862 bis einschließlich SS 1865 an den Universitäten Bonn und Berlin sowie an der Bergakademie Berlin. In den vorlesungsfreien Zeiten arbeitete er in den Bergrevieren Aachen, Düren, Eisleben, Dillenburg und auf der Königshütte in Oberschlesien.

1863 trat Schnabel in Berlin dem Berg- und Hüttenmännischen Verein bei und gehörte seiner Aktivitas bis 1865 an. Am 7./8.8.65 bestand er die Berg-Eleven-Prüfungen an der Bergakademie Berlin. Für seine Arbeit „Die Gewinnung von Kupfernickel aus den nassauischen Nickelerzen mit Berücksichtigung des Betriebes auf der Isabellenhütte bei Dillenburg“ erhielt er vom Preußischen Minister für Handel und Gewerbe eine Beihilfe von 200 Talern für eine Reise zur Befahrung von Berg- und Hüttenwerken in den habsburgischen Ländern Salzburg, Tyrol und Venezien. Seine ausgezeichnete Arbeit wurde in der Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen, Abhandlung XIII (1865) abgedruckt und auf Schnabels Antrag als hüttenmännische Arbeit für das Referendarexamen anerkannt; letzteres legte er im Frühjahr 1867 erfolgreich ab.

Nach kurzen Übergangstätigkeiten in den Bergrevieren Siegen und Saarbrücken ging Schnabel in seiner Referendarzeit für 15 Monate als Lehrer an die Bergschule Siegen, von dort im Mai 1868 an das Oberbergamt Bonn und bestand die Assessorprüfungen im Sommer und Herbst 1869. Seine Ernennung zum Bergassessor erfolgte am 23.11.1869.

Bedenkt man, daß Schnabel seit April 1860 seine berg- und hüttenmännische Ausbildung zügig absolviert und nur dreieinhalb Jahre studiert hat, so ist die von ihm geforderte Ausbildungszeit von neunzehn Jahren bis zum Eintritt in das Erwerbsleben noch höher gewesen als die durchschnittliche der Studenten in unserer Zeit.

Aus dem Staatsdienst beurlaubt und in privaten Diensten

1870 nahm Schnabel den Posten eines Betriebsführers der Zinkgruben und der Zinkhütte des Märkisch-Westphälischen Bergwerksvereins bei Iserlohn an und ließ sich für ein Jahr aus dem Staatsdienst beurlauben. Im März 1871 wurde seine Beurlaubung vom Oberbergamt Bonn verlängert, da Schnabel im Auftrag der Firma Siemens & Halske nach Russisch-Transkaukasien reiste, wo er die Berg- und Hüttenwerke der Firma im Raum Tiflis, Erivan und Baku modernisieren sollte. Geschäftlicher Hintergrund dieses Auftrages war der Vertrag, den die Firma in den sechziger Jahren mit der russischen Regierung geschlossen hatte, im Süden des Riesenreichs ein ausgedehntes Telegraphennetz zu errichten. Um hierfür Kupfer in hinreichender Qualität zur Verfügung zu haben, hatte die Firma in Kederbeg (Kalabeg) im Gouvernement Jelizavetpol (Gandscha, Kirovabad) eine reiche Kupferlagerstätte erworben und am Ort eine stattliche Kupferhütte mit zahlreichen Nebengebäuden errichtet. Zeitgenössische Photographien, die sich heute im Besitz der Familie de la Sauce befinden, zeigen die in einem breiten Tal gelegenen Anlagen von Kederbeg sowie Schnabel im Kreise seiner leitenden Mitarbeiter, zu denen auch sein Bundesbruder Martin de la Sauce gehörte.

Die Arbeit Schnabels in der Reorganisation der Hütte und seine Einführung eines neuen Verhüttungsverfahrens waren so erfolgreich, daß die Firma Siemens dem gerade Dreißigjährigen die Direktion über ihre Werke im Kaukasus ab dem 1. Mai 1873 übertrug. Schnabel stellte ein Gesuch mit der Bitte um Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst, dem der Minister am 22.5.73 zustimmte.

Auch privat fand Schnabel sein Glück in der Ehe mit Dadu, getaufte Dorothea Aslam-Beg Gaffoy, und mit seiner in Kederbeg geborenen Tochter Dadu Anette Elise Schnabel (28.7.1873). Deren Taufe fand am 20.12.73 nach evangelisch-lutherischem Ritus in Tiflis statt. Zu den Taufpaten gehörten zwei Mitglieder der Familie Siemens, nämlich Carl Siemens und die verwitwete Anna Constanze Siemens, geb. Kremer, ferner Schnabels Schwester Elise. Doch bald trafen Schnabel zwei schwere Schläge. Erst starb seine Frau und dann auch seine zweite Tochter, die am 18.11.74 in Kederbeg geborene Hermine Bertha Amalie Hedwig Anastasie Else, die noch in der deutschen Colonie Annenfeld unweit Kederbeg notgetauft werden konnte.

Wieder im preußischen Staatsdienst

Am 6.1.1876 richtete Schnabel ein Gesuch an den preußischen Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten mit der Bitte um Wiederaufnahme in den Staatsdienst, da sein Leben in Transkaukasien durch geistige Öde und ein sehr ungesundes Klima geprägt sei. Nach der ministeriellen Ablehnung wandte sich Schnabel an seine frühere Dienststelle, das Oberbergamt Bonn, und ►

bat um eine Beschäftigung bei der Königlichen Bergwerks-Direction Saarbrücken, bei der er als Referendartätig gewesen war. Am 23.8.76 erfolgte dann doch seine Wiederaufnahme in den preußischen Staatsdienst. Er wurde dem Oberbergamt Clausthal als „Hülfsarbeiter“ zur Anstellung bei den Berg- und Hüttenverwaltungen des Harzes zugewiesen. Sogleich erhielt er für die folgenden drei Monate den Vertretungsauftrag für einen erkrankten Mitarbeiter des Oberbergamts Breslau mit einer Renumeration von 175 Mark. Die Renumeration begründete keinen Pensionsanspruch. Nach Clausthal im November zurückgekehrt, ging er am 1.1.77 als kommissarischer Hütteninspektor zum Hüttenamt in Lautenthal mit 250 Mark Renumeration. Beim preußischen Staat in dieser Weise zu Kreuze kriechen zu müssen, war für Schnabel sehr bitter. Vom höheren Bergbeamtenamt hielt er nicht viel. So findet sich in seinem Erinnerungsbuch der folgende Text:

„Sie wissen doch, daß man die Bergknappen, welche, das Hinterleder umgürtet, in die Grube fahren, Leute vom Leder nennt, ihre Oberen dagegen Leute von der Feder. Ein Bergknappe, dem die Begriffe von Leder und Feder dunkel waren, ging seinen Arbeitskameraden um Auskunft hierüber an. Die Leute vom Leder, sagte dieser, das sind die Praktischen, die verstehen es nicht, können's aber machen; die Leute von der Feder, das sind die Theoretischen, die verstehen's, können's aber nicht machen, und dann sind noch die Praktisch-Theoretischen, die verstehen's nicht, können's auch nicht machen – und dazu gehört unsere hochlöbliche oberste Behörde.“

Mit seinem Chef, dem Direktor der Lautenthaler Silberhütte Bergtrat Strauch, verstand sich Schnabel gut. Über mehrere Seiten seines Harzbuches hinweg charakterisiert ihn Schnabel als „jovialen alten Herrn aus hannoverscher Zeit mit freundlichen grauen Augen, Adlernase und grauem Vollbart.“

Sich selbst beschreibt er unter dem Pseudonym Karl Jungbold, wie folgt: „Dieser, ein erst vor kurzem in den Harz versetzter Bergassessor aus rheinischem Geblüt mit regelmäßigen Gesichtszügen, dunklem Haar, dunklem Schnurrbart und goldener Brille, wird von dem Direktor mit Handschlag und einem freundlichen Glückauf! Kamerad! begrüßt.“ Die Eigenschaften seines Inspektors „Gutmütigkeit, Heiterkeit und Offenherzigkeit wußte der alte Herr, der selber offen, witzig und, soweit es nichts kostete, auch gefällig und sehr gutmütig war, voll zu würdigen.“

Weiter heißt es da: „Preußische Bergassessoren imponierten dem Direktor, der selbst nur den praktischen Metallhüttenbetrieb des Oberharzes kannte und einst die Clausthaler Bergschule besucht hatte, gewaltig durch ihre vielseitigen Kenntnisse und durch ihre Gewandheit im schriftlichen Vortrage, in bezug auf den praktischen Betrieb aber, – und für sein Urteil war einzig und allein der Betrieb der Lautenthaler Silberhütte maßgebend, – hielt er sie ausnahmslos für Stümper.“

Daher vermied es Carl Schnabel anfangs peinlichst, sich in den Betrieb einzumischen. Er erle-

digte für Strauch sämtlichen Schriftverkehr und die Berichte. Offensichtlich waren sich der Chef und sein Vertreter in ihrer unterschiedlichen persönlichen Wesensart sympathisch, so daß Strauch schon nach wenigen Monaten das Gesuch an das Ministerium richtete, Schnabel als etatmäßigen Hütteninspektor in Lautenthal anzustellen, was zum 1.6.77 geschah, verbunden mit einem Jahresgehalt von 3000 Mark und Pensionsanspruch.

Poetisch verklärt, aber auch mit feiner Ironie beschrieb Schnabel den durch seinen Direktor geprägten Lautenthaler Hüttenbetrieb. Da sagt er: „Geräuschlos flutet grauer Rauch aus dem hohen Schornstein der Hütte und küßt die Tannen an den steilen Berghängen. Die Morgensonne scheint auf Wälder und Matten. Auch auf die bleichen und zitternden Zweige der rauchkranken Tannen sendet sie mitleidvoll ihre erwärmenden Strahlen.“

Strauch geht seine morgendliche Inspektions-tour durch den Betrieb. „In seinem rechten Mundwinkel mündet eine lange Pfeife, die er mit der rechten Hand weit von sich hält. An seiner linken Seite der Obermeister der Hütte. Als Zeichen seiner Würde trägt er ebenfalls eine lange Pfeife, aber kürzer und weniger weit vom Körper weggehalten als die des Chefs. Dann und wann bleibt der Direktor stehen, um mit erhobener Pfeife dem Obermeister einen Befehl zu erteilen.

In den Hüttengebäuden stehen die Hüttenaufseher pflichtgemäß auf ihren Posten und machen beim Herannahen des Chefs ehrerbietig Front. Sie führen halblange, hart auf dem Körper aufliegende Pfeifen. Die in einiger Entfernung hinter ihnen auftauchenden Vize- und Unteraufseher sind durch kurze Pfeifen charakterisiert.

Diese Rangordnung der Pfeife darf nicht Wunder nehmen, da ja der heilige Florian, der Schutzpatron der Hüttenleute, die längste Pfeife raucht und den meisten Qualm macht. Auch ist sein Tabak der edelste, denn er ist silberhaltig.“

Er charakterisierte auch seinen Chef, der als geborener Clausthaler im Oberharz seine Karriere gemacht hatte, die Jagd, das Kartenspiel und Kegeln sowie einen derben geraden Umgangston liebte. Strauch bezeichnete sich selbst als „rauhfräbig“, indem er für eine ordentliche Portion Sauerkohl, Erbsen und Pökelfleisch oder Bohnen mit Speck oder eine Linsensuppe mit eingekochten Würstchen schwärmte. Vom Alkohol hielt er nichts. Schnabel läßt seinen Inspektor daraufhin sagen: „Humor und Durst und Wissenschaft sind alle drei unsterblich,“ und den Direktor läßt er antworten: „In der Zeitung habe ich geistige Güter genug, Romane und Gedichte natürlich ausgenommen. – Oder meinen Sie vielleicht geistreiche Gesellschaft? Danach sehne ich mich nicht, denn geistreiche Menschen sind immer eingebildet. Wenn ich mit meinen Leuten beim Skat sitze, habe ich Denker-Gesellschaft genug.“

Lebensinhalt Strauchs war die Hütte. „Der junge Assessor dachte anders über die höchsten Wünsche des Lebens als sein Direktor“ heißt es bei Schnabel. „Für ihn hatte das angestrengte mechanische Arbeiten im Interesse des von seinem hohen Chef so gewaltig gepriesenen, bis an des Äthers

bleichste Sterne erhobenen Betriebs keinerlei Reiz. In dieser Hinsicht hielt er sich an das Wort: Wer Arbeit kennt, der drängt sich nicht dazu. Er arbeitete nur soviel als der Dienst erforderte, aber darüber nichts, denn für Überarbeit schien ihm sein schwaches Gehalt wirklich nicht bemessen. Wenn er sich neben dem Dienst eifrig mit Experimenten und Erfindungen befaßte, so folgte er einer angeborenen Neigung, seinen Geist im freien Felde der Wissenschaft zu tummeln.“

Schnabel publizierte seine Erfahrungen und die Ergebnisse seiner Untersuchungen aus dem Kaukasus und der Lautenthaler Hütte in einer beachtlichen Zahl von Aufsätzen in verschiedenen Fachzeitschriften des Berg- und Hüttenwesens. Einen Teil faßte er in seiner Inaugural-Dissertation zusammen, die er 1879 bei der Philosophischen Fakultät der Universität Jena einreichte. Der Titel lautete: „Geschichtliche Darlegung und wissenschaftliche Begründung der metallurgischen Prozesse der Silber-Gewinnung aus silberhaltigem Blei mit Hülfe von Zink unter besonderer Berücksichtigung dieser Prozesse auf den Hüttenwerken des Oberharzes.“ Seine Promotion erfolgte am 1.12.1879.

Daß er der Praxis in der Silberhütte nicht so fern stand, wie er es in seinen Erinnerungen formuliert, beweisen die Zulagen und Gratifikationen, die ihm das Oberbergamt von 1876 bis 1880 jährlich in einer Höhe bis zu 1800 Mark zukommen ließ. Auch für die Einführung des in seiner Dissertation dargestellten Zink-Extraktionsverfahrens erhielt er 1880 eine Gratifikation von 500 Mark. Desweiteren entwickelte er ein Verfahren zur Verarbeitung des Zinkschaumes auf Zinkweiß und Reichblei.

Zu neuen Lebens- und Berufsverhältnissen

Schnabel dachte an Wiederverheiratung und war auf Brautschau. In seinem Buch schildert er ironisch seine Bemühungen um eine Lautenthalerin, die aber in einem derart geistig engen kleinbürgerlichen Elternhaus lebte, daß der flott dahin lebende Assessor von der ganzen Familie eher gefürchtet, denn geachtet wurde.

In Grund verliebte er sich sehr heftig in eine dort zu Besuch weilende Schöne, der er durchaus sympathisch war, so daß er sich Hoffnungen machen konnte. Doch deren Vater, ein handfester Gutsbesitzer, war strikt gegen eine Verbindung seiner Tochter mit einem derart aus dem Zuckerrüben-Metier geschlagenen Mann. Das hat Schnabel lange Zeit nicht verwunden. In seinen Harzer Erinnerungen beschreibt er, wie es ihm mit Hilfe seines „guten leichten Sinnes“ gelang, diesen Liebeskummer zu überwinden.

Eingeladen zur Verabschiedung der Bergreferendare, die soeben das Examen bestanden hatten, befahl ihn auf dem Wege von Lautenthal nach Zellerfeld mehrfach Traurigkeit und die Frage, ob er nicht lieber umkehren solle. Doch dann siegte in ihm der Wunsch nach Geselligkeit und Ablenkung, und er schrieb hierzu:

„Auf der Zellerfelder Höhe angelangt, blieher ►

stehen. Ein wunderbares Bild bot sich seinen Augen. Vor ihm breiteten sich träumende Tannenwälder, grüne Wiesen und blinkende Teiche aus. Dahinter erhob sich wie eine hohe, dunkelgrüne Mauer der Rücken des Bruchbergs, überragt von dem granitnen Haupte des Harzgebirges, dem Brocken.

Wie Riesen-Grabsteine aus längst verschollenen Zeiten ragten aus der Waldeinsamkeit des Bruchbergs die Steinpyramide der Wolfswarte und der trutzige Fels der Hanskühnenburg heraus.

Drißen auf den grünen Wiesen am Bergabhang zogen sich wie Schnüre von Riesengranaten die Häuserreihen von Clausthal, der Stadt der fröhlichen Bergstudenten, hin. Unter ihm am Hange lag ausgebreitet im Grase die schöne Schwester von Clausthal, die Bergstadt Zellerfeld.

Von dem fernen Brockengipfel ging plötzlich ein Leuchten aus. Die Strahlen der scheidenden Sonne spiegelten sich in den Fenstern des Brockenhauses und tauchten es in Purpurglut.

Das Leuchten erschien ihm als Vorbote einer hoffnungsvollen Zukunft. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag, dachte er. Als es erloschen war, trat die weite Harzlandschaft in scharfen Umrissen hervor. Nicht einmal der Hüttenrauch der Clausthaler Silberhütte tief unten im Tale und die durch seine Umarmungen in bleiche Gespenster verwandelten Tannen blieben verborgen.

Bald saß er im Deutschen Hause in Zellerfeld im Kreise der Bergstudenten beim Abschieds-Kommerse der neuen Bergreferendare.

Neben all seiner feinsinnigen Poesie bei der Betrachtung von Menschen und der Natur neigte Schnabel zur Ironie, und sein Spott konnte beleidigend werden. So wurde er gemeinsam mit dem Factor Ahrens, Hütteningenieur Bohne und Bergreferendar Kost am 10.1.1881 vom Schöffengericht in Zellerfeld wegen der Beleidigung des biedereren Fuhrunternehmers Dehne, der den spöttischen Reden der Beamten in einem Lautenthaler Restaurant nicht gewachsen war, zu einer Strafe von drei Mark, ersatzweise einem Tag Haft verurteilt.

Mit diesen „drei Kollegen von der schwarzen Farbe“ gehörte er der „erzhumoristischen Gesellschaft vom Grünen Hahn“ an, die ihre Versammlungen im „Deutschen Haus“ bei Carl Frick in Hahnenklee abhielt. Hierzu sagte er: „*Wer Mitglied dieser Gesellschaft zur Pflege des Humors werden wollte, mußte sich nach der Einreichung seines Aufnahme-Gesuchs ein halbes Jahr beobachten lassen. Bei Damen war die Beobachtung ausgeschlossen, weil man davon überzeugt war, daß ihnen die für die Mitgliedschaft des Grünen Hahns erforderlichen Eigenschaften schon als Geschenk in die Wiege gelegt worden waren.*“

Die Mitglieder führten scherzhafte Titel, wie Fürst vom Iberg, Fürst vom Auerhahn, Graf von der Hanskühnenburg, Gräfin Silberblick vom Sonnenberg, Gräfin Morgenschön vom Spiegeltal und andere mehr. Schnabel erhielt den Namen Carl der Einzige, Erzgraf von Lautenthal. Die Fürstentümer und Grafschaften waren so zugeschnitten, daß in jedem mindestens ein Wirtshaus lag.

Dort hatte der Potentat mindestens einmal im Jahr einen Hoftag abzuhalten.

Doch angesichts der höchst eingeschränkten Verkehrsverhältnisse im Oberharz gingen die „hohen Herrschaften“ meist zu Fuß nach Hahnenklee. Schnabel hat eine solche Wanderung von Lautenthal nach Hahnenklee in Poesie gefaßt. „*Der Frost hatte das grün-weiße Gewand der Tannen mit Edelsteinen durchwirkt. In weißen Handschuhen standen sie da, ein Diadem von Eiskristallen auf dem Haupte und grüßten feierlich den Wanderer.*“

Im Schnee hatte man nasse Füße bekommen. Mit dem ersten steifen Grog trank man den einen, mit dem zweiten den anderen Strumpf trocken, bevor man sich anderen Getränken und angeregter Unterhaltung zuwandte.

Am 6.4.82 richtete Schnabel ein Gesuch mit der Bitte an den Minister, ihm einen leitenden Posten in der Berg-, Hütten- oder Salinenverwaltung zuzuweisen, verbunden mit dem Hinweis, daß seine Arbeiten zur Unschädlichmachung des Hüttenrauchs auf der Silberhütte abgeschlossen seien.

Unter Berücksichtigung seiner fachlichen Leistungen wurde Schnabel zum 1.7.82 als Nachfolger des Bergrats Württemberger mit der Leitung des Bergreviers Goslar betraut und zum Bergmeister ernannt.

Nur zwei Monate später kam Schnabel beim Oberbergamt Clausthal mit der Bitte um „Erteilung des Consenses zur Verheiratung“ ein, denn die Zustimmung der Obrigkeit zur Verheiratung mußte damals von höheren Beamten und den Offizieren dem Standesbeamten vorgelegt werden. Die Eheschließung mit Fräulein Marie Laura Theresse Baehr, geboren am 21.12.1858 in Köslin, Hinterpommern, Tochter des verstorbenen Postmeisters in Belgard, erfolgte am 19.9.1882 auf dem Standesamt Belgard.

Akademischer Lehrer an der Bergakademie Clausthal und Experte

Aufgrund seines ausgezeichneten wissenschaftlichen Rufs wurde Schnabel zum Sommersemester 1885 als Dozent für Metallhüttenkunde und Chemische Technologie auf die im Haushaltsjahr 1885/86 neugeschaffene zweite Dozentur im Hüttenfach an die Königliche Bergakademie Clausthal berufen. Diese Berufung kam ihm außerordentlich gelegen, da er sich nun ganz der Wissenschaft widmen konnte und die ihm lästige Verwaltungstätigkeit wegfiel. Sein Titel lautete Bergrat. Sein Jahresgehalt von 3600 Mark mit einem Wohngeldzuschuß von 420 Mark war nicht üppig, und er beklagte sich in Petitionen an den Minister immer wieder über seine schlechte Bezahlung. Andererseits war er ein gesuchter Gutachter und konnte seine Bezüge auf diese Weise erheblich aufstocken. Schon im Herbst 1883 hatte er Urlaub zu einer Reise nach Cartagena und America erhalten, um dort für die Metallgesellschaft und die DEGUSSA Blei- und Silberbetriebe zu begutachten.

Viele Kontakte gewann er durch sogenannte Instruktionsreisen während der vorlesungsfreien

Zeit. Schon nach einem Jahr Lehrtätigkeit gewährte ihm das Ministerium „Urlaub ohne Gehaltsabzug“ für eine solche Reise zu belgischen, französischen und nordspanischen Hütten. Auch zum Besuch von internationalen Industrieausstellungen erhielt er Urlaub, so 1888 zur Hüttenausstellung in London und zur Weltausstellung in Brüssel. Letzterer schloß sich eine Rheumakur in Aachen an.

Da sich mit der rasanten Industrialisierung Europas das Hüttenwesen enorm schnell fortentwickelte, schrieb Schnabel ein umfangreiches Lehrbuch der Allgemeinen Hüttenkunde und brachte es 1890 heraus. 1896 folgte eine zweibändige Metallhüttenkunde, über die sein Amtsnachfolger Rudolf Hoffmann urteilte: „Während nun das europäische Metallhüttenwesen in jener Zeit in seiner Entwicklung zu einem gewissen Stillstande gelangt war, gingen die neuesten Fortschritte jener Zeit in diesem Zweige der Technik fast ausschließlich von Amerika und Australien aus. Die Metallhüttenkunde Schnabel's brachte nun Material aus dem amerikanischen Hüttenwesen, das er nicht bloß der fremdsprachlichen Literatur entnommen hatte, sondern das er auch aus eigener Orientierung geschöpft hatte, und Angaben über Einrichtungen und Verfahren des Auslands in der erforderlichen Vollständigkeit. Die reichen praktischen Erfahrungen und die Ergebnisse seiner Studienreisen sowie seine hohe geistige Begabung und reichen Kenntnisse haben Schnabel befähigt, in seinem Werke eine vorzügliche Kritik über die Anwendungsgebiete und Anwendungsmöglichkeiten der einzelnen im Metallhüttenwesen in Betracht kommenden Apparate, Verfahren usw. zu geben, wie man sie wohl kaum in einem anderen Fachwerke findet.“ Zehn Jahre später wurden Schnabel's beide Werke mit einem Gesamtumfang von etwa 2500 Seiten neu aufgelegt.

Grundlage dieser Kenntnisse Schnabel's war seine Reise in den Jahren 1891/92 auf Einladung der „Broken Hill Proprietary Company“ nach Südastralien, wo er bei der Verhüttung der dortigen komplexen polymetallischen Erze beratend tätig wurde. Dem Aufenthalt in Broken Hill schloß sich eine Studienreise zu Bergwerken und Metallhütten in mehreren Staaten Australiens und in zehn Staaten der USA an. Begleitet wurde diese zehnmonatige Reise Schnabels auf Anweisung Bismarcks von den deutschen diplomatischen Vertretungen in Sydney und Washington und einer Reihe von Konsulaten.

Ende Juli 1892 wurde Schnabel, wie alle etatmäßigen Dozenten der preußischen Technischen Hochschulen und Bergakademien zum Professor im Range eines Rates 4. Klasse ernannt. 1894 teilte ihm das Ministerium die Ernennung zum Oberbergat mit.

Drei Jahre später erreichte ihn der ehrenvolle Ruf der Bergakademie Berlin, die Nachfolge Bruno Kerls anzutreten, doch Schnabel lehnte ab. In der Zeitschrift für Elektrochemie, die von Nernst und Borchers herausgegeben wurde, war zu lesen: „Der Bergakademie Clausthal aber wünschen wir von Herzen Glück dazu, daß die Gefahr des ►

Verlustes eines solchen Mannes an ihr vorübergegangen ist. Neidlos wird jeder Fachgenosse anerkennen, daß sie unter allen an den Hochschulen Deutschlands (und wohl noch weiterer Kreise) wirkenden Lehrern für Metallhüttenkunde die erste Kraft besitzt.“

„Guter leichter Sinn“ und schmerzvolles Dasein

In seinem Buch „Unter grünen Tannen des Oberharzes“ schilderte Schnabel, wie er nach herben Enttäuschungen und Trübseligkeit immer wieder die Oberhand gewann und in die Kreise fröhlicher Geselligkeit zurückkehrte, dies „mit Hilfe des ihm angeborenen guten leichten Sinnes im Verein mit Poesie, Liebe, Freundschaft, Geselligkeit und edlen Getränken, welche letzteren als Stimmungsregulatoren dienen.“ Doch sein guter leichter Sinn wurde in den neunziger Jahren zunehmend strapaziert. Nur drei Monate nach seiner Rückkehr aus den USA bat er um einen Urlaub, da er seine lebensgefährlich erkrankte Frau nach Berlin zu ärztlichen Untersuchungen begleiten wollte. Doch sie war nicht mehr zu retten und starb im Alter von 34 Jahren am 22.3.1893.

Von diesem Schlag erholte sich sein leichter guter Sinn nicht mehr. Hinzu kamen immer häufiger auftretende rheumatische Gelenkentzündungen, die Schnabel für viele Wochen auf seine Wohnung und sein Bett beschränkten. In seinem Harz-Buch hat er sich erinnert: „Er litt in jedem Jahre eine Zeitlang an Gelenk-Rheumatismus und hielt während dieser Krankheit die Vorlesungen im Bette liegend in seiner Wohnung ab. Um den fleißigen Studenten den richtigen Weg zu zeigen, war an der Türe des Krankenzimmers ein Schild mit der Aufschrift „Lazarett und Auditorium“ befestigt.

Während des Vortrages machte ein weißer Kater, Minz genannt, die Honneurs des Hauses, indem er auf den Schultern der um das Bett herum-sitzenden Studierenden spazieren ging und an etwa vorhandenen frischen Kopfschmissen seine Zunge wetzte.

Am Geburtstage des Professors hatten die studierenden Bergbaubeflissenen das Bett des Kranken in ein blumenbesätes Beet verwandelt. Sie hatten so viele Sträuße auf dem Bette niedergelegt, daß nur der Kopf des Kranken und der Kopf des Katers Minz hervorguckten. Es war eine rührende Szene; draußen spielte die Bergmusik, dem Kranken traten Tränen in die Augen, und der Kater Minz dankte durch ein vernünftiges Schnurren für die ihm erwiesene Liebe und Ehre.“

Wenn es ihm aber ganz schlecht ging, mußten Professor Biewend und Dr. Bodländer seine Vorlesungen übernehmen. Den Haushalt besorgte ihm nun seine Tochter Dadu.

War Schnabel schon früher einem guten Tropfen nicht abgeneigt, so waren seine letzten Clausthaler Jahre durch häufige Gelage mit Bergreferendaren und Studenten geprägt. Auf seine jungen Trinkgenossen hat er später in Berlin viele Strophen geschrieben, die seine Sehnsucht nach Jugend und Gesundheit widerspiegeln.

Durch seine Gutachtertätigkeit hatte Schnabel viel Geld verdient, das er großzügig ausgab. Am Semesterende lud er alle seine Hörer ein. Man traf sich nach der letzten Vorlesung nachmittags vor seiner Wohnung und wanderte nach Voigts-Lust, wo Schnabel die gesamte Corona bei Essen und Trinken freihielt. Aber auch während des Semesters liebte er es, in der Gesellschaft der jungen Leute seinen Kummer zu ersäufen. Hierzu hat er ein ziemlich langes Blumenlied gedichtet, wobei es sich selbstverständlich um die Blumen auf den gefüllten Biergläsern handelt. Angetrunkene Studenten stützten ihren Professor oftmals auf dem Heimweg, was seinen Kollegen und der Beamten-schaft des Oberbergamts durchaus peinlich war. Eines Tages denunzierte der Hausmeister der Bergakademie einen solchen Vorgang, bei dem zwei Studenten den trunkenen Schnabel sogar in die Toilettenanlage hinein gestützt hatten. Dem Akademiedirektor Professor Köhler blieb nun keine Wahl. Er mußte eine Untersuchung mit schriftlicher Protokollierung einleiten, worüber sich Schnabel maßlos aufregte und Köhler in der „Krone“ beleidigend herabsetzte. Jetzt ging die Untersuchung der Vorgänge an das Oberbergamt über und anschließend die Akte an das Ministerium. Schnabel wurde verwahrt und mit einer Disziplinarstrafe von einhundert Mark belegt.

Obwohl Schnabel seit Jahren in der vorlesungs-freien Zeit bei Kuraufenthalten im Süden, in Italien, Südtirol, Bayern und in der Schweiz, Linderung seines Leidens suchte, trat eine zunehmende Verschlechterung ein. Am 5.4.1900 reichte er unter Beifügung eines ärztlichen Attests ein Gesuch um vorzeitige Versetzung in den Ruhestand ein. Akademiedirektor Köhler unterstützte das Gesuch Schnabels „wegen dessen bedenklichen Gesundheitszustands und der immer wieder notwendigen Vertretungsregelungen, die sein langjähriges chronisches Gelenkrheuma erforderte.“ Zum Zeitpunkt seines Gesuchs lag Schnabel bereits 13 Wochen im Bett, ohne eine Aussicht auf baldige Besserung.

Der Minister stimmte unverzüglich der Pensionierung Schnabels zum 1.9.1900 zu. Einen Monat später verlegte der zu dieser Zeit sicherlich originellste Kopf in Clausthal seinen Wohnsitz nach Berlin, Pariser Straße 1. Hier schrieb er sein Erinnerungsbuch an den Harz.

Schnabel war in Berlin als nichtständiges Mitglied des Kaiserlichen Patentamts tätig, doch trat zu seinem Gelenkrheuma noch ein schweres Herzleiden hinzu, was ihm die Tätigkeit verleidete. Er verstarb 71jährig wenige Monate nach dem Ausbruch des 1. Weltkriegs am 23.11.1914.

Im Gedenken an seinen Tod setzte Schnabel bereits im Jahre 1907 an das Ende seines Erinnerungsbuchs die Verse:

*Und geht sein Leben einst zu Ende,
Nach Zeiten und nach Freuden und
nach Leiden mancher Art,
So drückt den Freunden er die Hände:
Muß scheiden, sollt geleiten mich zur letzten
Grubenfahrt.*

*Wohl unter einen Tannenbaum
Tragt mich ins Grab am Waldessaum!
Ein Schlängel setzt und Eisen drauf
Und ruft: „Glück auf!“*

EPILOG

Im Einvernehmen zwischen der Bergakademie Clausthal und dem Verein von Freunden der Bergakademie wurde im Jahre 1938 die Karl-Schnabel-Gedenkmedaille gestiftet und eine Gedenktafel am Hause Rollstraße Nr. 31, in dem Schnabel gewohnt hat, angebracht. Die Gedenkmedaille wird durch Beschluß des Senats an solche Personen verliehen, die, außerhalb der Hochschule stehend, sich um die Förderung des kulturellen Lebens in der Hochschule und die Betreuung von Studierenden sehr verdient gemacht haben.

QUELLEN

Schnabel, C.:
Unter grünen Tannen des Oberharzes.
Georg Nauck Verlag. 311 S. Berlin 1907.

Schnabel, C.:
Personalakten V. S 77. I, II und III.
Niedersächsisches Staatsarchiv Pattensen.

Hoffmann, R.:
Nachruf auf Carl Schnabel.
Chemiker-Zeitung 9, 53-54 (1915).

Osann, B.:
Nachruf auf Carl Schnabel.
Stahl und Eisen. Jhrg. 1914, II.

Grothe, H.:
Lebensbild Carl Schnabels.
Nachrichten BA Clausthal. 3, 29-32 (1938).

Redaktionelles. Z. Elektrochemie.
Jhrg. 1897/98, S.267.

Ertle, H.J.:
Karl Schnabel modernisierte und leitete 1871 bis 1876 Kupferbergwerk und Metallhütte Kedabeg in Aserbeidschan.
BuH-Verein Mitteilungsblatt 1989, S.46-49.

Professor em. Dr. rer. nat. Dr.h.c. Georg Müller
Technische Universität Clausthal
Adolph-Roemer-Straße 2 A
38678 Clausthal-Zellerfeld
Tel.: 05323/72-2253
Fax: 05323/72-3667